



„Dankbar, den Krieg überlebt zu haben

Sr. M. Irmengardis wurde als Margarete Gebhart geboren.

Die Großfamilie Gebhart-Grimmeisen, Mutter, Großeltern und Gotte wohnten in der Saulgauer Paradiesstraße; zusammen mit ihren Schwestern Rosemarie und Doris wuchs sie dort auf.

Der Vater war bis Herbst 1945 noch in russischer Gefangenschaft, ihr Bruder Otto kam erst nach dem Krieg auf die Welt. Gretl trat 1955 in die Kongregation der Franziskanerinnen von Sießen ein und war bis zur Pensionierung an ordenseigenen Realschulen als Lehrerin für Deutsch und Englisch tätig. Anschließend übernahm sie die Klosterbibliothek.

Von Sr. M. Irmengardis Gebhart (osf), im März 2021

Einige Episoden der Kriegs- und Nachkriegszeit, wie ich sie als Kind erlebt habe, sind mir bis heute sehr genau in Erinnerung geblieben. So die Bombenalarme, teils bei Tag und vor allem auch in der Nacht. Gab es am Tag Alarm, so war für uns oft schon morgens um 10 Uhr die Schule aus und wir versuchten, auf dem Heimweg die abgeworfenen, silbernen Metallstreifen zu erhaschen. Bei nächtlichem Alarm hieß es: schnell aufstehen, anziehen, das bereitgestellte Köfferchen packen und in unseren Keller eilen. An den Hauswänden waren damals große Pfeile über den Kellerfenstern der Luftschutzkeller gemalt, damit man im Notfall wusste, wo sich Menschen befanden. Innerlich hatte ich mich schon da mit dem Sterben auseinandergesetzt.

Eine Erfahrung der allgegenwärtigen Bedrohung waren die großen, schwarzen Männerfiguren, die auf die Schau- fenster gemalt waren mit der Aufschrift: *Psst, Feind hört mit!* Ich wollte wissen, ob die Farbe abgeht und versuchte, sie an einer Stelle abzurubbeln. Ein Mann sah das und hat mich ausgeschimpft.

Einmal hatte ich regelrecht Existenzängste, denn ich dachte, dass uns das Holz zum Heizen nicht mehr reichen würde.

In dieser Situation habe ich meinen Vater sehr vermisst!

Ich zog dann mit meinem Bockschlitten zum Sießener Fußweg und sammelte alte Zweige von Erlen und Eschen ein. Wahrlich kein Brennholz!

Gebete der Kinder

Während der NS-Zeit waren öffentliche Einrichtungen „gleichgeschaltet“, in der Schule gab es während der Hitlerzeit keinen Religionsunterricht. Der wurde in Saulgau nun im katholischen Gemeindehaus von Sr. Irene erteilt. Es gab auch keinen kirchlichen Kindergarten mehr – unsere Mutter schickte uns ganz bewusst nicht

in den „Hitler-Kindergarten“. Stattdessen trafen wir Kinder uns jeden Nachmittag im sogenannten „Kresenzle“ zum Beten und auch zum Spielen. Das „Kresenzle“, an der Ecke Werderstraße/Bachstraße, war eine Institution mit alter Tradition, in der Kinder das Beten lernen konnten: Die Besitzerin dieses Hauses, Frau Kreszentia Halder, hatte einst das Gelöbnis abgegeben, dass sie Kindern das Beten lehren wolle, wenn sie wieder gesund würde. So gingen ab den 1920er Jahren bis 1950 viele ins „Kre“, wo das „Päule“ und Sr. Erasima die Kinderschar betreuten.

Ich bin der Überzeugung, dass von diesem Ort viel Segen ausging, denn der Volksmund sagt ja: „Das Gebet der Kinder dringt durch die Wolken.“

Da meine Mutter Angst hatte, wir würden den Krieg nicht überleben, ging ich 1945 zur Frühkommunion, auf die mich meine Mutter vorbereitet hatte.

Schulzeit

In der Kriegs- und Nachkriegszeit ging man noch barfuß zur Schule. Als Pausenbrot bekamen wir von daheim ein Stück Schwarzbrot und einen Apfel mit. In der Schule gab es nur Plumpsklos; und wenn man Durst hatte, trank man eben aus dem Wasserhahn.

Von der Schule aus wurden wir wiederholt zum Heilpflanzensammeln geschickt. Später mussten wir Mohn ernten, wobei wir manche Mohnkapsel öffneten und aßen. Auch Kartoffelkäfer, genannt „Coloradokäfer“, sammelten wir auf den Äckern ein. Man sagte, die Amerikaner hätten diese Käfer abgeworfen.

In der Schule mussten wir immer auf dem Hof zum Appell antreten und den Hitlergruß machen.

Als ich einmal sah, dass meine Lehrerin, Frau Butzengeiger, die Hand zum Gruß nicht erhob, habe ich das ebenfalls nicht getan.

Unsere älteste Schwester Rosmarie, sie ist Jahrgang 1933, war mit der gesamten Klasse noch für ein Jahr bei den „Jungmädels“ verpflichtet, wo man die braune Jacke und den Schlips mit Knoten trug. So marschierte man auch einmal zur Sießener Säge. Rosmarie erinnert sich noch an vieles, spricht aber nicht mehr gern von Krieg und Nachkriegszeit.

Magermilch und Erdbeeren mit Sahne

Im Krieg fehlte es an vielem. Es gab kein Kerzenwachs mehr, deshalb stellte man auf den Altar der Kirche Glühbirnenkerzen. Kinderspielzeug war ebenfalls rar; so spielten wir eben mit Puppen, mit denen schon unsere Mutter gespielt hatte.

Ich hätte so gerne einen Ball gehabt, der hüpfte – denn der Stoffball, den meine Mutter mir nähte und mit Sägemehl füllte, tat dies nicht.

Was die Versorgung mit Lebensmitteln betrifft, hatten wir das Glück, einen eigenen Hausgarten zu besitzen und wöchentlich bei Bauern in Haid und Kleintissen Vollmilch holen zu dürfen. Sonst gab’s ja nur die bläuliche Magermilch.

Einmal strich mir meine Mutter Butter auf’s Zopfbrot und sagte, ich solle das Brot mit der Butter nach unten halten und so essen, damit niemand die Butter sehe. Meine kleine Schwester Doris bekam eines Tages Erdbeeren mit Schlagsahne und verschmierte sich damit den Mund. Als ich das sah, ging ich schnell hin und schleckte sie ab, denn ich wollte an der Köstlichkeit, die damals sehr selten war, auch teilhaben.

Ungläubiges Staunen löste bei uns Kindern aus, als meine

Gotte erzählte, dass vor dem Krieg in den Schaufenstern viele Tafeln Schokolade aufgehäuft gewesen seien – so etwas ging über unsere Vorstellungskraft.

Die Umsiedler im Kloster Sießen

Was mir noch deutlich im Gedächtnis geblieben ist, waren die vielen Umsiedler aus den Ostgebieten, die an unserem Haus vorbei in das von den Nazis beschlagnahmte Kloster Sießen geführt wurden. Einmal sah ich dort ein Kind am Schluss eines solchen Zuges, das ein großes Spielzeug unter dem Arm trug. Dieses Kind weckte mein Erbarmen.

Ich erinnere mich an eine Slowenin aus dem Lager in Sießen, die uns Geschwister einmal aus einer misslichen Lage befreite. Als wir bei Bauer Münch unseren Zentner gelbe Rüben geholt hatten, fuhren wir mit dem „Leiterwägle“ durch den abschüssigen Klosterhof. Da wir beim Lenken unvorsichtig waren, kamen wir in der Kastanienallee von der Straße ab und stürzten samt des Gelbe-Rüben-Sacks die Böschung hinunter. Die slowenische Frau eilte herbei, sie wollte uns helfen, wenn wir ihr von unseren gelben Rüben etwas abgeben würden. Die gaben wir ihr gerne.

Auch zu meiner Mutter kamen die Umsiedler aus Sießen, sie baten um Lebensmittel. Sie half, wo sie konnte. Den Kriegsgefangenen im Konzentrationslager bei der Firma Bautz in Richtung Haid reichte meine Mutter – wie viele andere Saulgauer – durch den Drahtzaun Brot und Kaffee. Sie brachte gegen Ende des Krieges auch den Gefangenen auf dem Metzler Hof, gegenüber von unserem Haus, etwas zu essen und zu trinken. Auch einer Familie aus Osteuropa, die im Fabrikgebäude der Lehmgrube wohnte und die dringend auf Lebensmittel und vieles andere angewiesen war, half Mutter weiter.

Unsere Familie besitzt noch einen Feldpostbrief, der von einer weiteren Begebenheit berichtet:

15.1.1945
Meine liebe Tony,

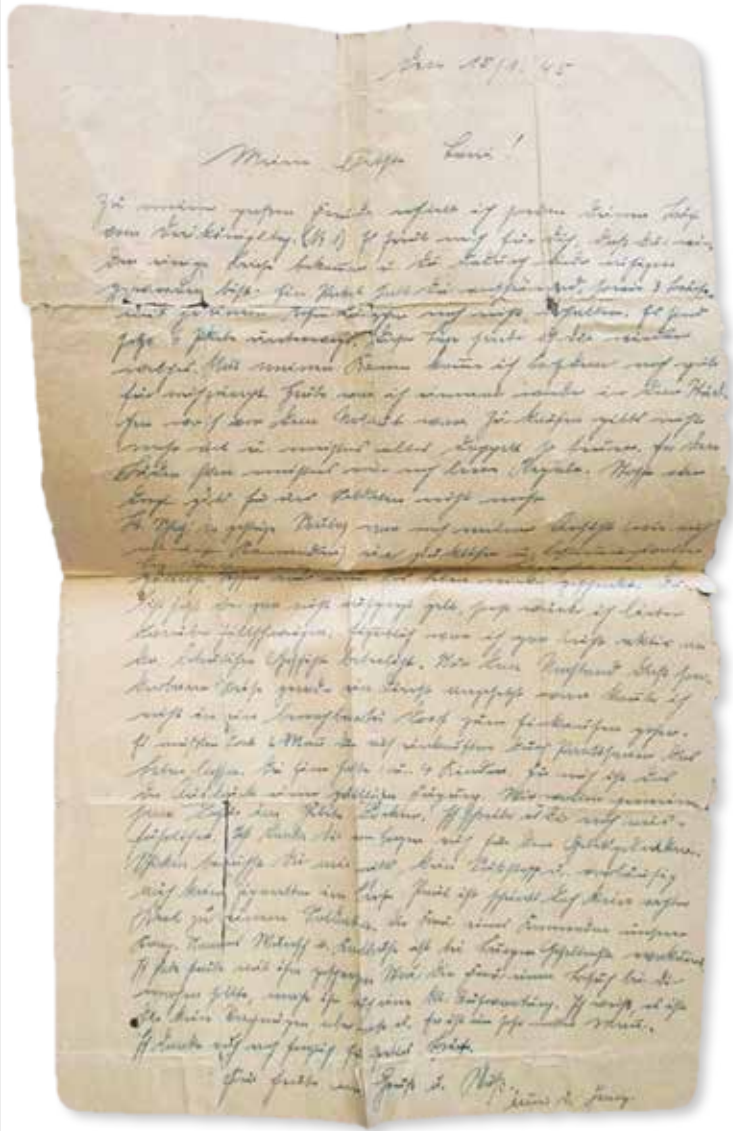
zu meiner großen Freude erhielt ich deinen Brief vom Dreikönigstag (Nr. 1). Es freute mich für Dich, daß Du wieder einige Briefe bekommen und Du dadurch wieder ruhiger geworden bist. Ein Paket sowie 3 Briefe mit je einem Rosenkränzchen hast du anscheinend noch nicht erhalten...

Lb. Schatz! Der gestrige Sonntag war nach meiner Ansicht (wie auch all unserer Kameraden) ein glücklicher und bestimmungsvoller Tag. Wie schon wiederholt in meinem Leben hat mir der göttliche Schöpfer neu das Leben wieder geschenkt. Du bist jetzt aber gar nicht aufgeregt, gell, sonst würde ich lieber darüber stillschweigen. Eigentlich war ich gar nicht an der betrüblichen Geschichte beteiligt. Durch den Umstand, daß sonderbarerweise ein Dienst angesetzt war, konnte ich nicht in ein benachbartes Dorf zum Einkaufen gehen. Es mußten dort zwei Mann, die auch einkauften, durch Partisanen das Leben lassen. Einer hatte F. u. 4 Kinder. Für mich ist das der Ausdruck einer göttlichen Fügung.

Wir wollen gemeinsam dafür im Gebete danken. Ich schreibe es Dir noch ausführlicher. Ich danke Dir von Herzen auch für Dein Gebetsgedenken.

Für heute mit Gruß und Kuß,

Euer I. Franz



Die bangen Tage des „Umsturzes“

Der Umsturz 1945 war ein großer Einschnitt für alle, begleitet von Sorgen und Ängsten. Vor Ende des Krieges hatten wir noch schnell einen Weißblechbehälter mit wertvollem Inhalt, auch Schnaps, bei unserem Onkel im Mittelberg vergraben. Als die Luft dann rein war, hoben wir diesen versteckten „Schatz“ wieder.

Auch eine Pistole entsorgten wir vor der Besetzung durch die Franzosen noch rasch, indem wir sie in unser Plumpsklo warfen. Sie stammte von meinem Großvater, der Mitglied im Schützenverein war.

Kaum fünfzig Meter von unserem Haus entfernt befand sich am Tag des Einmarsches eine Panzersperre; später hörten wir, dass man die Stadt beschossen hätte, wären die Panzersperren nicht offen gewesen. Die Panzer, von Sießen kommend, donnerten an unserem Haus vorbei, und als unsere Mutter ängstlich einen Spalt der Haustüre öffnete und hinausschaute, hatte dies ein Soldat gesehen und ihr zugewunken; eine kleine, menschliche Geste, die für unsere Mutter Hoffnung und eine große Erleichterung bedeutete, hatte man doch das Schlimmste befürchtet.

Auch bei uns waren, wie in vielen Familien, französische Soldaten einquartiert. Wir Kinder hatten zu den marokkanischen Soldaten ein gutes Verhältnis, frei von Angst; sie schienen uns Kinder sehr zu mögen. Oft bettelten wir auf Französisch um Schokolade. „Awe wu dü Schokolad?“ So hatte ich später in einem Aufsatz geschrieben; da die Soldaten keine Schokolade hatten, gaben sie uns Kekse. Sie setzten sich mit uns auf die Treppe und schenkten uns goldene Armbänder, Anhänger und Ringe mit blauen Steinen sowie auch kleine Mundharmonikas zum Anstecken – alles Dinge, die sie wohl auf dem Weg nach Oberschwaben „organisiert“ hatten! Unsere Familie besitzt heute noch einen „echten“ Ring und zwei Anhänger aus dieser Zeit.

In der Nacht vor Papas Heimkehr hatte unsere Mutter einen Traum: Sie sah einen Entlassungsschein mit Fuß-

spuren darauf. Als unser Vater im Herbst 1945 in Uniform aus russischer Gefangenschaft nach Hause kam, war es ein Glück, dass meine „Gotte“ Französisch sprach und in dieser brenzligen Situation vermitteln konnte. Sie war über die politische Situation immer bestens informiert, weil sie während des Krieges ausländische Sender gehört hatte.

Dass unser Vater, der beide Weltkriege mitgemacht hatte, wieder heimkam, war ein großes Geschenk. Als ich von seiner Rückkehr gehört hatte, rannte ich ihm sogleich entgegen; ich freute mich riesig. Später erzählte er uns öfter vom Krieg und von Situationen, in denen er gerade noch vom Tod verschont geblieben war. So berichtete er, dass ihn Dorfbewohner vor Partisanen gewarnt hätten, weil sie ihn vom Gottesdienstbesuch her kannten.

Wenn in der Familie das Gespräch auf Russland und Polen kam, ließ mein Vater nichts auf diese Menschen kommen, denn er hatte von ihnen immer wieder Hilfe erfahren.

Unser Vater kam leicht verwundet in russische Gefangenschaft. Die Gefangenen wurden im Juni 1945 nach Auschwitz überführt, das Lager dort war bereits geräumt worden. Wie er später seiner Enkelin erklärte, war das Erlebnis, das ihn am tiefsten erschüttert habe, der Anblick der Baracken gewesen, in denen vorher Tausende von KZ-Häftlingen auf den Tod gewartet hatten.

Die deutschen Kriegsgefangenen mussten in Auschwitz von morgens 7 Uhr bis abends 19 Uhr hart arbeiten, ohne Essen und Pause – sie bauten chemische Fabriken aus. Einmal am Tag sei ein junger Russe gekommen und habe ihnen am Zaun Wasser gereicht.

Von den russischen Wachtruppen habe es teilweise schikanöse und menschenunwürdige Behandlungen gegeben. Ein alter russischer Wachmann ließ die Gefangenen jedoch ausruhen – nachdem er sich vorher vergewissert hatte, dass kein Vorgesetzter in der Nähe war.

Er sah, wie schwach die Männer waren.

Die Kriegsgefangenen wurden dann am Güterbahnhof für den Abtransport nach Sibirien zur „Selektion“ aufgestellt. Mein Vater wurde von einer russischen Ärztin aus der Reihe herausgewunken. Da er so ausgemergelt, krank und bereits 48 Jahre alt war, wurde er von ihr als arbeitsuntauglich entlassen. Er war einer von ganz wenigen, die nicht nach Sibirien kamen.

Am 3. September 1945 durfte unser Vater zusammen mit zwei Kameraden durch das berühmte Tor hindurch und in die Freiheit gehen.

Sie wurden sogar mit Proviant versorgt. Mit Zug, Straßenbahn und zu Fuß kamen sie im total zerstörten Ulm an. In Laupheim überlegten sie, ob sie über den Bussen gehen sollten. Doch Franzosen ließen sie in einen Zug nach Aulendorf einsteigen. Zu Fuß ging es danach weiter nach Musbach, und am nächsten Tag fuhren sie, hoch oben auf den Kannen eines Milchfuhrwerks, in Saulgau ein. Es war der 12. September 1945, das Fest Mariä Namen.

Sichtbare „Andenken“ an den Krieg

Unser Vater brachte aus der Gefangenschaft sein verrußtes Kochgeschirr mit, in dessen Deckel er die Heimatkirche St. Johannes und deren Umgebung mit einem Nagel eingeritzt hatte. Er trug mit Wehrpass und Soldbuch auch die vollständige Erkennungsmarke selber heim. Beim Tod eines Soldaten wird sie nämlich auseinandergebrochen und die eine Hälfte der Familie geschickt.

Außer diesen sichtbaren Erinnerungen brachte unser Vater aber auch ein Lied aus der Gefangenschaft mit:

„ Der Mond ist aufgegangen.

Dieses Lied hatte ein evangelischer Militärfarrer mit den Gefangenen immer als Abendgebet gesungen.

Unserem Vater bedeutete dieses Lied sehr viel und es wurde unser Familienlied, das wir oft sangen, mit allen Strophen.

Danach

Nach dem „Umsturz“ hatten wir zunächst ein halbes Jahr lang keine Schule. Wir hatten viel freie Zeit zum Spielen, obwohl wir natürlich auch im Haus und Garten mitarbeiteten. Damals musste man den Müll noch im Leiterwagen in die Kiesgrube fahren, ein für uns Kinder hochinteressanter Ort! Wir setzten uns in die ausgebrannten Autos und Omnibusse und suchten in den Müllresten nach brauchbaren Dingen. In der Lehmgrube fuhren wir mit einer Lore einmal so schnell, dass ich gerade noch abspringen konnte, bevor sie aus den Schienen sprang. Wir Kinder spielten auch „Krieg“, und ich hatte sogar einen Stahlhelm. Noch heute sehe ich mich mit Helm und Prügelgewehr herumrennen.

Noch eine bleibende Erinnerung: Nach dem Krieg wurde den Mitgliedern der russischen Gemeinde, die nach dem Krieg noch in Saulgau geblieben waren, die Kreuzkapelle für ihre orthodoxen Gottesdienste mit Ikonostase zur Verfügung gestellt. Ich liebte es, vor der Türe den wohlklingenden russischen Gesängen zu lauschen.

Als die Schule wieder begann, ging es eng her. Ein Klassenkamerad erwähnte später einmal – ich hatte mich nicht mehr daran erinnert – dass wir zeitweilig 80 Kinder in der Klasse gewesen waren. Um das große Klassenzimmer heizen zu können, mussten wir Schüler Holzscheite und Briketts für den Kanonenofen von zu Hause mitbringen.

Kriegsbedingt herrschte auch Lehrermangel. Eine Lehrerin, Frau Schick, hatte nur noch einen Arm und ein Bein. Was die Schulbücher anbelangt, so waren sie begreiflicherweise sehr einfach, wenig motivierend und von schlechter Qualität – und sie mussten zudem alle von der Militärregierung genehmigt werden. Dass man vom

Deutschlandlied ab sofort nur noch die dritte Strophe singen durfte, verstand ich damals nicht.

Das Lied der Deutschen

Der Text „Lied der Deutschen“ besteht aus drei Strophen und wurde 1841 von August Heinrich von Fallersleben zu einer Melodie von Joseph Haydn verfasst. Zur Zeit des Nationalsozialismus wurde nur die erste Strophe gesungen, auf die danach stets das Horst-Wessel-Lied folgte.

Auch nach dem Krieg blieb „Das Lied der Deutschen“ die Nationalhymne, doch zu offiziellen Anlässen wurde nur die dritte Strophe gesungen.

Nach der Wiedervereinigung Deutschlands wurde im Jahr 1991 die dritte Strophe zur Nationalhymne Deutschlands erklärt.

Das Horst-Wessel-Lied wurde 1945 nach der Niederlage Deutschlands durch den Alliierten Kontrollrat verboten. Dieses Verbot ist in Deutschland bis heute in Kraft.

Auf unserem Schulweg kamen wir am „Franzosenladen“ vorbei, der war in der Hauptstraße. Einmal stand dort ein Mülleimer mit halbverfaulten Orangen. Diese nahmen wir mit, denn man konnte sie ja noch essen, wenn man sie ausschnitt. Für uns waren diese Früchte eine unbekannte Köstlichkeit. Weniger gut schmeckte der gelbe Lebertran, den man aus gesundheitlichen Gründen einzunehmen hatte und mit Todesverachtung hinabwürgte.

Das große Tauschen

Die Nachkriegszeit war dadurch gekennzeichnet, dass man einfach leben und sparen musste, und immer nach Möglichkeiten suchte, etwas „aufzutreiben“. So nahm unsere Mutter einmal an einer „Schneeballaktion“ teil, durch die man eine lederne Aktentasche „erwerben“ konnte. Man musste mehrere Leute finden, die einen bestimmten Betrag für die Tasche einbezahlten – ich glaube es waren fünf Mark – und die dann wiederum weitere Teilnehmer suchen mussten, bis die geforderte Summe erreicht war. So bekam man schließlich eine Aktentasche für „nur“ fünf Mark.

Weil man praktisch nichts kaufen konnte, gab es die sogenannten „Tausch-Geschäfte“, in deren Schaufenster alles Mögliche zum Tausch angeboten wurde; eine Zither gegen ein Paar Schuhe ...

Als Zuckerersatz machte man aus Zuckerrüben einen nicht gerade wohlschmeckenden Sirup. Auch Zigaretten gab es kaum, deshalb sammelte ich mit meiner Freundin auf dem Schulweg Zigarettenkippen für die Pfeife ihres Großvaters.

Von der Familie eines Kriegskameraden unseres Vaters erhielten wir ein paar schwere, genagelte Stiefel mit „Eisele“: um die Sohlen länger zu erhalten, waren Absatz und Spitze der Schuhe mit Eisenplättchen beschlagen. Selbstverständlich machten alle Familienmitglieder, wenn nötig, von ihnen Gebrauch.

Einmal machte die Nachricht die Runde, dass an einem Sonntagmorgen im Laden gegenüber der Hasenbrauerei Schuhe verkauft würden. Ich stand dort stundenlang Schlange. Als ich drankam, war schon alles ausverkauft.

Da wir keine neuen Kleider kaufen konnten, beschlossen Anneliese Martini vom Gasthof „Zum Bach“ und ich unsere Kleider zu tauschen – wir wollten ja auch mal etwas anderes tragen, als die „Garderobe“ der älteren Schwestern. Auch sonst wusste man sich trotz großer Knappheit gut zu behelfen: Um das Bedürfnis nach

Information, Unterhaltung und Lebenshilfe zu befriedigen, wurde die sogenannte „Lesemappe“ eingeführt, denn Zeitschriften zu kaufen konnten sich nur wenige leisten. Deshalb taten sich mehrere Familien zusammen. Nach dem Lesen reichte man die Mappe von Haus zu Haus weiter und bezahlte für die Benutzung wenig.



Trotz aller Einfachheit und den vielen Beschränkungen empfand ich meine Kindheit als eine Zeit, in der ich Geborgenheit in der Familie und gute Nachbarschaft erfahren habe.

Ich bin dankbar, dass wir den Krieg überlebt haben.

„Das Gebet der Kinder
dringt durch die Wolken.“



© Anca Jung